

(Nachdruck verboten.)

86]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Aufzustehen und wegzugehen bedeutete soviel als sich aufgeben, sich besiegt erklären, das Haus den Fremden überlassen; und Jurgis würde wohl noch stundenlang bebend im Regen gefauert haben, eh er sich dazu entschlossen hätte, wäre nicht der Gedanke an die Seinen gewesen. Es konnte sein, daß ihm noch schlimmere Nachrichten bevorstanden, — und so stand er auf und machte sich auf den Weg, indem er matt und halb betäubt weiterstüchelte.

Bis zu Anieles Haus hinter den Schlachthöfen waren es zwei starke Meilen, die Strecke war Jurgis noch nie so lang erschienen, und als er den wohlbekanntesten schmutzig grauen Barackenbau erkannte, klopfte ihm das Herz rasch und heftig. Er lief die Stufen hinan und begann, an die Tür zu hämmern.

Die alte Frau kam selbst, um zu öffnen. Sie war ganz zusammengeschrumpft vor Rheumatismus, seit Jurgis sie zum letztenmal gesehen hatte, und ihr gelbes Pergamentgesicht starrte etwa von der Höhe des Türgriffes zu ihm empor. Sie fuhr zusammen, als sie ihn erkannte. „Ist Dna hier?“ rief er atemlos.

„Ja,“ lautete die Antwort, „sie ist hier.“

„Wie?“ — begann Jurgis, und dann stockte er plötzlich und griff krampfhaft nach dem Türpfosten. Irgendwo aus dem Hause herbor war ein Schrei gedrungen, ein wilder, fürchterlicher Schmerzensschrei. Und es war Dnas Stimme gewesen.

Einen Augenblick blieb Jurgis halb gelähmt vor Entsetzen stehen; dann stürzte er an der alten Frau vorüber und ins Zimmer hinein.

Es war Anieles Küche, und um den Herd herum hockte ein halbes Duzend bleicher, verängstigter Frauen. Eine von ihnen sprang auf, als Jurgis hereinkam; sie war hohläugig und entsetzlich abgemagert und trug einen Arm in einer Binde — er konnte kaum erkennen, daß es Marija war. Er sah sich nur nach Dna um; und als er sie nicht fand, starrte er die Frauen an und wartete ab, was sie sagen würden. Aber sie saßen stumm und regungslos da und starrten ihn voller Entsetzen an; und eine Sekunde darauf ertönte wieder ein gellender Schrei.

Er kam aus dem Hinterhause und von oben. Jurgis stürzte auf eine Tür zu und riß sie auf; eine Leiter führte zu einer in der Decke befindlichen Luke hinauf, und er stand schon davor, als er plötzlich eine Stimme hörte und Marija hinter sich stehen sah. Sie packte ihn mit ihrer gesunden Hand am Aermel und keuchte: „Nein, nein, Jurgis! Nicht doch!“

„Was meinst Du!“ fragte er, nach Atem ringend.

„Du darfst nicht hinaufgehen,“ rief sie aus.

Jurgis war halb von Sinnen vor Verwirrung und Schrecken. „Was ist los?“ schrie er. „Was fehlt ihr?“

Marija klammerte sich an ihn; er hörte Dna oben schluchzen und wimmern, und er rang mit ihr, um loszukommen und hinaufzusteigen, ohne ihre Antwort abzuwarten. „Nein, nein,“ stieß sie hastig hervor. „Jurgis, Du darfst nicht hinauf. Es ist — es ist das Kind!“

„Das Kind?“ stammelte er verblüfft. „Antanas?“

Marija antwortete mit heiferer, flüsternder Stimme: „Das neue!“

Und jetzt versagten ihm die Glieder, und er hielt sich an der Leiter aufrecht. Er starrte sie an wie einen Geist. „Das neue!“ keuchte er. „Aber es ist ja noch nicht die Zeit,“ fügte er wild hinzu.

Marija nickte. „Ich weiß,“ sagte sie, „aber es ist gekommen.“

Und dann ertönte wieder Dnas Schrei, er schlug ihm wie ein Peitschenschlag ins Gesicht, so daß er zurückwich und leichenblaß wurde. Ihre Stimme verhallte in einem langausgedehnten Klagegelaute — dann hörte er sie wieder schluchzen: „Mein Gott, laß mich sterben, laß mich sterben!“ Und Marija

umschlang ihn mit ihren Armen und rief: „Komm hier weg! Komm heraus!“

Sie zerrte ihn in die Küche hinein, indem sie ihn beinahe trug, denn er war völlig gebrochen. Es war, als ob die Säulen seiner Seele zusammengebrochen wären — er war vernichtet von Grauen. Im Zimmer sank er wie Espenlaub zitternd in einen Stuhl; Marija hielt ihn, und die anderen Frauen starrten ihn in stummer, hilfloser Angst an.

Und jetzt schrie Dna wieder auf; er konnte es hier fast ebenso deutlich hören und fuhr taumelnd in die Höhe. „Wie lange dauert es schon?“ keuchte er.

„Nicht sehr lange,“ erwiderte Marija, und dann fuhr sie auf einen Wink der alten Aniele hastig fort: „Geh Du nur fort, Jurgis, — Du kannst doch nicht helfen, — geh weg und komm später wieder. Es ist alles in Ordnung — es ist —“

„Wer ist bei ihr?“ fragte Jurgis; und als Marija zögerte, rief er abermals: „Wer ist bei ihr?“

„Es ist alles in Ordnung,“ erwiderte sie. „Elzbieta ist bei ihr.“

„Aber der Arzt!“ keuchte er. „Jemand, der Bescheid weiß!“

Er packte Marija am Arm; sie zitterte und ihre Stimme sank zu einem kaum vernehmblichen Flüstern herab, als sie antwortete: „Wir — wir haben kein Geld.“ Dann erschraf sie beim Ausdruck seines Gesichts und rief aus: „Es ist ja alles in Ordnung, Jurgis! Du verstehst es nicht — geh fort — geh fort! Ach, wenn Du doch nur gewartet hättest!“

Ihre Vorstellungen wurden von Dnas Geschrei überdönt; er war fast von Sinnen. Es war ihm alles neu, es war roh, es war grauenhaft, — es kam über ihn wie ein Blitz. Als der kleine Antanas geboren wurde, war er bei der Arbeit gewesen und hatte nichts gewußt, bis alles vorüber war. Und jetzt war er nicht mehr zu halten. Die verängstigten Frauen wußten nicht mehr, was sie tun sollten; eine nach der anderen versuchte ihn zur Vernunft zu bringen, ihm begreiflich zu machen, daß dies das Los der Frauen sei. Schließlich drängten sie ihn fast mit Gewalt in den Regen hinaus, wo er mit bloßem Kopf in wilder Verzweiflung auf und ab rannte. Da er Dna auch auf der Straße hörte, wollte er anfangs weggehen, um dem Ton zu entfliehen, aber er kehrte bald wieder zurück, weil er es nicht lassen konnte. Nach einer Viertelstunde stürmte er wieder die Stufen hinan, und aus Angst, daß er die Tür zertrümmern würde, mußte sie ihm schließlich öffnen.

Er ließ nicht mit sich reden. Sie konnten ihn nicht sagen, daß alles gut ginge, — wie konnten sie das wissen, rief er aus — aber sie starb ja, sie wurde ja in Stücke gerissen! — Hört doch nur — hört sie doch an! Aber es war unerhört — es durfte nicht sein — es mußte doch irgendwelche Hilfe geben! Hätten sie denn versucht, einen Doktor zu bekommen? Sie konnten ihn ja später bezahlen — sie konnten versprechen —

„Wir können nichts versprechen, Jurgis,“ protestierte Marija. „Wir haben kein Geld — wir haben kaum genug gehabt, um uns am Leben zu erhalten.“

„Aber ich kann doch arbeiten!“ rief Jurgis aus. „Ich kann Geld verdienen!“

„Ja,“ sagte sie. „Aber wir dachten, Du wärst im Gefängnis. Wie sollten wir wissen, wann Du wiederkämfst. Und sie arbeiten nur um Geld.“

Marija erzählte, daß sie versucht habe, eine Hebamme zu bekommen, und daß sie alle zehn, fünfzehn und sogar fünf- undzwanzig Dollar verlangt hätten, und noch dazu bar ausgezahlt. „Und ich habe nur einen viertel Dollar,“ sagte sie. „Ich habe jeden Cent, den ich bejah, ausgegeben — alles, was ich auf die Bank gebracht hatte, und ich schulde dem Doktor, der mich behandelt hat, und er kommt nicht mehr, weil er denkt, daß ich ihn nicht bezahlen will. Und wir sind Aniele schon die Miete von vierzehn Tagen schuldig, und sie ist am verhungern und hat Angst, daß sie zum Hause herau-gejagt wird. Wir haben geborgt und gebettelt, um uns am Leben zu erhalten, und es gibt nichts, was wir tun könnten.“

„Und die Kinder?“ rief Jurgis.

„Die Kinder sind seit drei Tagen nicht nach Hause gekommen, das Wetter ist ja so schlecht. Sie konnten nicht wissen, was hier vorging — es kam ja ganz plötzlich, zwei Monate eh' wir es erwarteten.“

Jurgis stand am Tisch, und er hielt sich mit beiden Händen fest, um nicht umzufallen; sein Kopf sank auf die Brust, und seine Arme bebten — es sah aus, als ob er völlig zusammenbrechen werde. Da stand Aniele plötzlich auf und kam auf ihn zugehumpelt, indem sie in ihrer Tasche herumsuchte. Sie zog einen schmutzigen Lappen heraus, in dessen Ecke etwas eingefnotet war.

„Hier, Jurgis!“ sagte sie. „Ich habe etwas Geld. Palauk! Sehen Sie?“

Sie wickelte es aus und zählte es — vierunddreißig Cents. „Nun gehen Sie hin und versuchen Sie selbst, irgend jemand zu bekommen,“ sagte sie. „Und vielleicht können die anderen auch ein bißchen helfen, — gebt ihm ein wenig Geld, Ihr alle; er wird es schon einmal zurückzahlen, und es wird ihm gut tun, etwas zu tun zu haben, selbst wenn es ihm nicht gelingt. Und vielleicht ist es vorüber, wenn er zurückkommt.“

So kehrte also auch die anderen Frauen ihre Taschen um; die meisten von ihnen besaßen nur Kupfer- und Nickelmünzen, aber sie gaben alles her. Mrs. Dszewsky, die nebenan wohnte und einen Mann hatte, der ein sehr geschickter Schweineflächter, aber ein Trunkenbold war, gab fast einen halben Dollar, womit die ganze Sammlung einen und einen viertel Dollar ergab. Dann steckte Jurgis es in die Tasche, wo er es fest mit der Hand umklammert hielt, und machte sich im Lauffschritt auf den Weg.

19.

„Madame Haupt, Hebamme,“ stand auf einem Schild, das über einem Schanklokal der Avenue an einem Fenster des zweiten Stockwerks schaukelte, an einer Seitentür befand sich ein zweites Schild mit einer Hand, die auf eine unsaubere Treppe deutete. Jurgis lief die Treppe hinauf, indem er drei Stufen auf einmal nahm.

Madame Haupt briet gerade ein Gericht Schweinefleisch mit Zwiebeln und hatte die Tür ein wenig geöffnet, um den Dunst hinauszulassen. Als er zu klopfen versuchte, ging sie ganz aus, und er konnte die Frau einen Moment sehen, wie sie mit einer schwarzen Flasche am Munde da stand. Dann klopfte er lauter, sie erschrak und stellte die Flasche weg. Sie war eine Holländerin, eine ungeheuer dicke Person, — wenn sie ging, schaukelte sie wie ein kleines Boot auf dem Ozean, und die Schüsseln im Schrank klirrten und klapperten. Sie trug einen von Schmutz starrenden blauen Morgenrock und hatte schwarze Zähne.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Verbrechen und Aberglaube.

Von M. Mader.

Man gebe sich nicht dem Wahne hin, im 20. Jahrhundert, mehr als hundert Jahre nach dem „Jahrhundert der Aufklärung“ hätte Aberglauben mannigfacher Art seine Wurzeln mehr im Volksglauben. Der aufmerksame Beobachter wird vielmehr das Gegenteil feststellen müssen. Nicht genug damit, daß Jahrhunderte, ja Jahrtausende alter Volksglaube in Hülle und Fülle noch in allen deutschen Gauen lebenskräftig sich erhalten hat, wird sogar mancher längst für überwunden erachteter Volksglaube neu zu begründen versucht, oft genug sogar von Leuten, die wissenschaftlichen Ruf besitzen. Es sei nur kurz erinnert an die Blütselkrute, an das Wiederaufleben der Chiromantie und Astrologie, an die Geisteslehre der „60 Millionen Spiritisten“, an die kaum verständliche Tatsache, daß Hexenglaube, Besessenheit, Vampirismus und anderes von vielen, sogar naturwissenschaftlich gebildeten Männern für begründet erachtet werden.

Wie lebenskräftig aber dieser und tausenderlei anderer Volksglaube auch in unserem kulturstolzen Zeitalter der Maschinen und Elektrizität ist, das zeigt unwiderlegbar die traurige Tatsache, daß jahraus, jahrein sich auch deutsche, französische und englische Richter mit zahlreichen Verbrechen zu befassen haben, deren Motiv finsterner Aberglaube ist.

Besonders der uralte Hexenglaube ist es, welcher noch in den Köpfen der Leute spukt und zu zahlreichen Verleumdungsprozessen Anlaß gibt. Aber auch Körperverletzungen kommen vor, indem man zum Beispiel in Bestpreußen glaubt, ein Epileptischer, dem seine Krankheit „angehezt“ sei, könne nur dadurch geheilt werden, daß er mit dem Blute der Hexe bestrichen werde. Vor zwei Jahren erst wurde in Pöbau eine Frau, die eine derartige gewalttätige Kur vorgenommen hatte, unter Zubilligung mildernder Umstände zu 80 M. Geldstrafe verurteilt.

Immer noch kommt es vor, daß die angeblichen Hexen den Wahnglauben der anderen mit dem Tode büßen müssen. Besonders die französische Kriminalgeschichte der letzten Jahrzehnte weiß graufige Beispiele zu berichten. Im Jahre 1850 röstete im Departement Lourdes ein altes Ehepaar eine von ihnen als Hexe angesehene alte Frau bei lebendigem Leibe im Backofen. Vor zwei Jahren erst verurteilte ein Maurer vor dem Pariser Schwurgericht den von ihm an einem „Zauberer“ verübten Mord in so eigenartiger ergreifender Weise, daß die Geschworenen das Nichtschuldig aussprachen. Und kürzlich erst tötete gleichfalls in der Stadt der Intelligenz eine junge Schneiderin eine ehemalige Freundin in der Meinung, jene habe „ihre das Lebenslicht ausgeblasen“ und sie müsse nun unrettbar dahinsiechen.

Ueberhaupt sind Mordtaten aus Aberglauben weit häufiger, als das große Publikum ahnt. Die mannigfachen Ideen führen zu diesen graufigen Taten und man kann oft glauben, daß es sich um psychopathologische Ausgeburten eines kranken Gehirns handelt. So glaubt man auch heute noch, durch Genuß von Menschenfleisch übernatürlicher Kräfte teilhaftig zu werden. Aus dem Mittelalter sind uns viele derartige Fälle überliefert, wo Wölkichte oft Dutzende unschuldiger Mitmenschen ermordet hatten, um ihr Herz zu essen und sich so unsichtbar machen zu können. Forscher wie Manhardt und Löwenstimm haben uns viele derartige Mordtaten besonders aus den slawischen Ländern überliefert. Aber auch das moderne Deutschland hat solche traurigen Prozesse erlebt. So spielte derartige Aberglaube nicht nur vor zwei Jahrzehnten zu Oldenburg eine Rolle in einem Prozeß gegen einen gewissen Bliesernicht, sondern auch in diesem Jahre erst bei einer Verhandlung gegen einen dreifachen Mörder in Augsburg.

Auch der aus dem „Armen Heinrich“ des Hartmann von Aue bekannte Glaube, daß Blut ein besonderer Saft ist, hat nicht bloß in früheren Zeiten zahlreiche Opfer unschuldiger Kinder gefordert, noch vor wenigen Dezennien erst drückte er in der Schweiz einem Epileptiker der Mordstahl in die Hand und stößte ihm die Hoffnung ein, sich mit dem Blute seines Opfers von seiner Krankheit zu heilen.

Häufig sind auch Fälle, wo Kinder ermordet werden, um mit ihrem Blute die Erde zu tränken und auf diese Weise die Nacht böser Dämonen zu brechen, welche die Schätze im Schoß der Erde hüten. Im September vorigen Jahres erst wurde im russischen Gouvernement Mohilew ein Unmensch dingfest gemacht, der den entsehligen Plan gefaßt hatte, fünfzig unschuldige Kinder den Erdbämonen zum Opfer zu bringen, in dem Glauben, dann unermesslicher Schätze teilhaftig zu werden. Neun Kinder waren in diesem Wahne schon hingeschlachtet, ehe es gelang, den Unmenschen unschuldig zu machen. Mißgeburten werden für Weisheitsbälge gehalten, welche von den Unterirdischen an Stelle des wirklichen Kindes untergeschoben werden. Unbarmherzig werden diese armen Würmer von den eigenen Eltern gemardert, um die „unterirdische Mutter“ zu veranlassen, ihren Balg wieder umzutauschen. Zahlreiche Beispiele aus den letzten Jahrzehnten sind dem Kulturhistoriker bekannt.

Zäh hält sich auch die aus der Zeit des Dämonismus stammende Auffassung mancher Krankheiten als eines Besessenseins vom Teufel. Die Prozeduren, die vorgenommen werden, um den Teufel auszutreiben, führen oft genug zum Tode des bedauernswerten Patienten. Nicht nur durch Exorzismus sucht man dem Dämonen seinen Aufenthaltsort zu verleiden, sondern auch durch Räucherungen, Behandlung mit Feuer, Schlägen und dergleichen. Oft genug ist die Kur von Erfolg gekrönt, indem der Kranke seinen Geist aufgibt. Sicherlich gehen auf diese Volksanschauung viele Fälle von grausamer Mißhandlung Geisteskranker durch die eigenen Eltern oder Kinder zurück, von denen die Zeitungen öfters berichten.

Mit Absicht haben wir bei diesen graufigsten Ausgeburten des Aberglaubens länger verweilt. Denn soviel ist klar: Wenn der Abergläubige auch heute noch derartiger brutalen antisozialen Handlungen fähig ist, dann gibt es überhaupt kein Rechtsgut, welches zu verletzen er sich nicht erlauben würde. Und in der Tat kann man sagen, daß es keine einzige Straftat gibt, bei welcher nicht krimineller Aberglaube in dieser oder jener Hinsicht mit im Spiele sein könnte und in der Tat auch heutzutage noch ist.

Zahlreiche Leichenschändungen werden jahraus, jahrein zu dem Zwecke vorgenommen, Leichenteile als glückbringenden Zauber zu benutzen. Kürzlich erst verurteilte das Amtsgericht von Schrimm jemand, der mehrere Leichen entsehlighat geschändet hatte, um sich Totenfetische anzueignen, zu einer längeren Gefängnisstrafe. Auch der Glaube an die verderbenbringende Nacht gewisser Toten, der Vampyrglaube, verurteilt alljährlich zahlreiche Leichenschändungen, indem man den Toten mit einem Pfahl durchbohrt, ihm den Kopf abhackt oder sonst ihm die Rückkehr unmöglich zu machen sucht — besonders zwar in slawischen Ländern, doch auch in Westeuropa.

Nur kurz können wir erwähnen, daß zahlreiche Anhoörungen von Wämmen vorkommen bei der Prozedur des Einspißens oder Verteilens, wobei man Partikeln des kranken Körpers auf die Wäume überträgt und diesen hiermit auch die Krankheit selber einzupropfen meint. Analog glaubt man auch auf Mensch und Tier Krankheiten übertragen zu können, und läßt sich dadurch oft genug zu Sodomie, Notzucht und anderen Sittlichkeitsdelikten hinreißen. Selbst Vermögensdelikte, wie der Diebstahl, können auf abergläubige Motive zurückgehen. So wird geglaubt, ein mit gestohlenem Gelde gekauftes Lotterielos müsse unbedingt gewinnen, gestohlener Speck sei ein gutes Heilmittel gegen Warzen oder gestohlener Kuchen sei zu einem Liebes-

zauber geeignet. Derartige Anschauungen gibt es eine Unmenge. Allein aus dem letzten Jahre sind zwei auffällige Fälle bekannt geworden. Und wie oft mag der Aberglaube dem Auge des nicht lübdigen Richters entgehen.

Daß der Aberglaube auch heute noch kein beachtenswertes Verbrechensmotiv bildet, wird einleuchten, wenn man bedenkt, daß hier einige der wichtigsten Fälle angedeutet werden konnten, daß aber auch Fälle von Wildddieberei, Brandstiftung, Nahrungsmittelfälschung, Freiheitsberaubung bekannt sind, in denen allen Aberglaube eine unheilvolle Rolle spielte. Dazu kommt dann noch die weit größere Zahl von Verbrechen, bei denen geriebene Gauner schlau und gewissenlos auf den Aberglauben ihrer Opfer spekulierten, meistens leider mit alzu großem Erfolg. Sehr zu bedauern ist es, daß der kriminelle Aberglaube immer noch nicht richtig gewürdigt wird. Auf seine juristische Bedeutung näher einzugehen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Es mag nur kurz angedeutet werden, daß in manchen Fällen der Aberglaube für die Beurteilung der Straftat irrelevant ist, daß er meistens aber bei der Strafzumessung ins Gewicht fallen wird, sei es straffärfend oder strafmildernd, und daß er unter Umständen in manchen Fällen zur Strafslosigkeit des Verbrechens führen kann.

Wer sich über dies kulturgeschichtlich und praktisch gleich interessante und bedeutsame Kapitel der volkstümlichen Kriminalistik näher orientieren möchte, der sei auf Löwenstimm: „Aberglaube und Strafrecht“ (Berlin 1897) und auf Groß: „Handbuch für Untersuchungsrichter“ (Graz 1904) sowie auf sein „Archiv für Kriminalanthropologie“ sowie die volkstümlichen Zeitschriften verwiesen.

Kleines feuilleton.

Wie kommt man zum Nordpol? Die Tatsache, daß Robert Peary seinen mit so großen Mitteln unternommenen Versuch, den Nordpol zu erreichen, nicht hat durchführen können, hat Fridtjof Nansen veranlaßt, seine gewichtige Meinung über die Möglichkeit dieses Unternehmens und die besten Wege dazu zu äußern. Nach seiner Ueberzeugung würden zwei Expeditionen Aussicht auf Erfolg haben. Als erste Möglichkeit nennt er eine Schlitteneexpedition über das Polareis. Er hält es nicht für unmöglich, vom nördlichsten Landstreifen aus in Schlitten bis zum Nordpol vorzudringen, und wieder zurückzukehren. Nansen verweist dabei selbst auf Peary, als den Mann, der die Vorbedingungen zu solch kühnem Wagnis besitze. Den zweiten Weg, die noch unbekanntem Gebiete zu erforschen, erblickt Nansen in dem Zug des Eises. Man könnte in gleicher Weise ein Schiff in dem treibenden Eise einfrieren lassen, wie es seinerzeit mit dem „Fram“ geschah. Insonderheit Pearys Beobachtungen über das Treiben des Eises gen Norden bringt die Vorteile dieser Methode nahe. „Ich halte es daher für das Zweckmäßigste, ein Schiff durch die Behringstraße zu senden und dies soweit als möglich nordwärts in der Richtung bis zu 100—170 Grad westlicher Breite vordringen zu lassen. Das wäre nordwestlich der Küste von Alaska. Dort möge man es einfrieren lassen, und das Eis wird es mit sich fortnehmen. In diesem Falle können wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es mitten durch die Nordpolregion treiben wird, fernab vom nördlichsten Teil der Framreise, und mitten durch die interessantesten noch unerforschten Gebiete.“

Theater.

Neues Schauspielhaus. „Die Hochzeitssackel“. Spiel einer Raiennacht von Max Dreher. Dreher, der mit seiner urwüchsig beglücklichen Komödie „In Behandlung“, seinem stimmungsvollen dramatischen Genrebilde „Winterschlaf“ einst so viel Hoffnungen erweckte, hat schon des öfteren, aber noch nie so schlimm wie in diesem „Spiele einer Raiennacht“ enttäuscht. Die Geziertheit des Nebentitels ist bezeichnend für den papierernen affektierierten Stil des Ganzen. Die Enttäuschung mußte um so größer sein, da sein letztes Stück, die „Siebenzehnjährigen“ — die im Vorjahre vom königlichen Schauspielhause aufgeführte unglückliche „Aenus Amathusia“ war wohl nur ausgegrabene Jugendarbeit —, einen neuen Aufschwung des Talents, ein Sich-Zurückbesinnen auf künstlerische Eigenart anzukündigen schien. Reichte die Kraft auch nicht hin, die Handlung in geschlossener, notwendiger Fortgang durchzuführen, mengte sich den späteren Akten allerhand bedenkliche Melodramatik bei, so war hier jedenfalls doch ein bedeutames, im engen Bühnenrahmen noch nicht behandeltes feiliches Problem angepaßt, und die Darstellung, mindestens in den einleitenden Szenen, bot eine Fülle intim-charakterisierender Züge. Wenn es nicht der Theaterzettel bezeugte, man würde nicht glauben, daß „Die Hochzeitssackel“ von demselben Verfasser stamme. Dreher lehrt da zum Genre des höfischen Kostümstücks zurück, mit welchem er es schon einmal in dem mäßigen Lustspiele „Das Tal des Lebens“ versuchte. Aber wenn hier die Kontrastierung der Serenissimustwelt mit den biedereren Landleuten des armenreichen Dorfes es immerhin noch zu ein paar drolligen Effekten brachte, herrscht in dem neuesten Stück von Anfang bis zu Ende die platteste, nur mit der billigen Zuzuf von Zweideutigkeiten gewürzte Langeweile. Nirgends ein Anseh in schlagkräftiger Theaterkomik, von Humor und individualisierender Verinnerlichung ganz zu schweigen. Am interessantesten war das Publikum, das sich den Anseh gab, als amüsierte es sich wunderbar, und regelmäßig, wenn der Vorhang fiel, mit seinem Weisfall nicht sparte.

Bei aller Armseligkeit der Charakteristik und Erfindung, den gehäuften Unmöglichkeiten dieser Kofokomödie, hätte sich dem Stoffe dennoch vielleicht eine flüchtige Unterhaltsamkeit abgewonnen lassen, wenn der Dialog durch eine leichte, ironisch-witzig-pointierende Reinkunst, wie Blumenthal und Sulda sie bei derlei Experimenten handhaben, belebt worden wäre. Aber nicht einmal dazu hat es gelangt. Drehers loslärmende Herrschaften besleigen sich der reizlofen Prosa und fallen, wenn sie ganz besonders vornehm sein wollen, was noch übler, in einen unausstehlich manierierten Jambenrhythmus.

Jrgendwo an einem deutschen Hofe zur Zeit des Sonnenkönigs feiert ein junges Fürstenpaar Ulrich und Barbara Hochzeit: Er, ein edler Jüngling, der das lächerlich-keife, aus Frankreich importierte Zeremonienwesen von Herzen verabscheut, — sie eine Jungfrau, die, in strengstem Regelzwang erzogen, eifersüchtig beobachtet ist, ja keine der ihr zukommenden Ehungen sich entgehen zu lassen. Sie läßt sich den „Fadeltanz“, der lebhaft an die am preußischen Hofe übliche Zeremonie erinnert, gerne gefallen. Sie besteht darauf, daß die Hofdamen sie und den Bräutigam im Tanzschritt bis zum Hochzeitbett geleiten, um ihr daselbst die Strumpfbänder zu lösen; auch den Kanonendonner, der dem glücklichen Volle von ihrer ersten Liebesstunde Kunde bringen soll, empfindet dies zarte Wesen keineswegs als peinlich. Darüber kommt es zwischen den Liebenden zum Streit. Ulrich, der schüchtern, schämige Gemütsmenschen, läuft spornstreichs aus dem Brautgemach und — erzählt dem Schwiegervater, dem Raugrafen, der sich nächlichertweile im Garten bei den Komödianten amüsiert, brühwarm die ganze Geschichte! Wändel auch gleich großzügig-often mit einer hübschen Schauspielerin an! Zuguterleht jagt ihm der alte Sünder, son-ht um seiner Tochter wieder zu dem verlorenen Ehemann zu verhelfen, als auch aus Liebe zur Sache, das Schächchen ab; und die Prinzessin, deren Trost inzwischen selbstverständlich zur wilden Eifersucht geworden, läuft fadelschwingend nach dem Pavillon, wo sie den Ungetreuen im Tete-a-Tete mit der Abenteuerin vermutet. Nun hat natürlich Ulrich niemals eine andere gern gehabt, die beiden schönen Seelen finden sich und holen, was die Kanonen meldeten, mit Verspätung von ein paar Stunden nach.

Deforativ hatte man das Stück reich und geschmackvoll ausgestattet. Den Ulrich spielte Harry Walden, doch ohne daß er an der im Grunde verzeichneten Figur wesentlich etwas hätte reparieren können. Niedlich waren Charlotte Naren und Gisela Schneider in den beiden weiblichen Hauptrollen der Prinzessin und Schauspielerin. —

Musik.

Lorhing-Theater. Inmitten des engen Repertoires, in welchem sich jetzt die Berliner Opernbühnen bewegen, verträgt nicht bald ein Werk so oftmaliges Hören, wie die „Flebermaus“ von Johann Strauß. Hat man sich einmal gesagt, daß diese Musik nur wenig aus dem Texte heraus geboten ist, daß es sich vielmehr um eine Uebersetzung der eigenartigen Tanzmusik des Meisters auf die Bühne handelt, so findet man in dem, was nun einmal da geleistet worden, leicht jedesmal mehr und mehr Schönheit. Das Lorhing-Theater tat recht, seine populären Absichten weiterhin auch durch eine Einstudierung dieses nun fast ein drittel Jahrhundert alten Werkes zu betätigen. Freitag hörten wir die erste Aufführung. Sie war wohl das Beste, was diese Bühne bisher dargeboten hat. Allerdings enthält jene Operette Gesangspartien, die einigermaßen vollkommen nur von ältesten Künstlern durchgeführt werden können. Johanna Martin gehört noch nicht zu diesen, und die hübschen Kopftöne, mit denen sie nette Akoloraturen zuwege bringt, reichen gerade für die etwas tiefliegende Partie der Aede nicht zu; auch würde es sich empfehlen, in der Darstellung über den Typus hinauszugehen und das Wesen dieser Figur nicht bloß in zappeligen Bewegungen zu sehen. Gesanglich besseres leistete Emmy Raabe-Wurg als Rosalinde, abgesehen von vorübergehenden Schwankungen und von unausgebildetem Dialog. Unter den Sängern sei in erster Reihe Theo Görger als Notar genannt. Neben seinem schönen Bariton kam am ehesten der sonore Tenor von Willy Schüller als Eisenstein zur Geltung. Emil Greder hatte außer seiner Rolle des Franz auch noch die Regie; und ersichtlich ist dieser seiner Leistung hauptsächlich der gute Erfolg bei der wahrlich nicht leichten Aufführung zu danken. Weit besser noch als die Solofänge erschienen uns die Ensembles. Sind schon die verschiedenen Terzette in diesem Werk von echt künstlerischer Feinheit, so steigern sich die Ansprüche an eine Bewahrung dieser Feinheit im Septette des zweiten Aktes ganz besonders. Dieses gelang denn auch recht erfreulich.

Die Direktion tat gut, die Mode nicht mitzumachen, die in die Gesellschaftszene des zweiten Aktes irgend welche Virtuosenleistungen einzufügen pflegt. Auch sonst hatte der ganze Abend einen kunstwürdigen Charakter und gab ohne künstlerischen Berlust (etwa die Darstellung des Gerichtsdieners Frosch ausgenommen) auch noch eine erfrischende Unterhaltung. Allerdings tun wir dem Lorhing-Theater am wenigsten eine Ehre an, wenn wir es als eine „Volksope“ hinnehmen. Vielmehr ist es geradezu ein Theater wie andere, mit Preisen, die für wohlhabendere Leute erträglich, aber doch kaum billiger sind, als die im Theater des Westens. Ohne falschen Schein lassen sich gute Darstellungen am ehesten würdigen; und kommen diese in größerer Anzahl, als es bisher bei jenem

Theater der Fall war, dann kann wenigstens zum Teil von Volkstümlichkeit gesprochen werden. —

Kunst.

„Du mein Land Tirol!“ Unter dieser Devise stand der Vortrag, mit dem Leopold Thurner vom Schiller-Theater den IV. volkstümlichen Kunstabend im Festsale des Charlottenburger Kaiser Friedrich-Gymnasiums am letzten Sonntage einleitete. Tirol! Der Name wirkt wie ein Zauber auf die Sinne. Was Mutter Natur an Schönheit und Reichthumsfülle, an immeriger Süße und grandioser Kraft zu bieten vermag: hier hat sie alles vereinigt. Fürwahr: „ein unergleichliches Land!“ So hat es Peter Rosegger, der steirische Dichter, genannt. Und darin ein Volk: „schlicht, treu und heldenkühn“, wie ein anderer Poet, der Münchener Mag. Haushofer es gepriesen. Und so groß ist seine Geschichte. Der Atem der Freiheit durchweht sie. Einst horstete ein räuberisches Herrengeschlecht in ungezählten Bergschlössern und Burgen; heute ragt in den Tälern Kirchthurm an Kirchthurm empor. Vor hundert Jahren stand das Bergvolk in Wehr und Waffen gegen fremde Ufurpatoren. Heute streitet es wider die Pfaffen. Auf den Bergen wird es licht; in den Tälern waltet die Finsternis. Erst, wenn der Sozialismus über die Firnen herniedersteigen wird, erst dann wird auch Tirol seine wahre Freiheit erobern.

Diese Aussichten eröffnete der Vortrag freilich nicht. Leopold Thurner kam es lediglich darauf an, in Kürze ein Bild von Land und Leuten sowie von Tirols geschichtlicher Vergangenheit zu geben. Sodann leitete er über auf Tiroler Kunst und Leben von heute. Sein Vortrag war von Begeisterung getragen, von Liebe und Wärme durchdrungen. Aber trotz aller Klarheit — auch das Tiroler Volk hat seine Poeten, seine Lichtstreiter. Eine gar stattliche Zahl. Und darunter Namen, deren Klang auch zu uns gedrungen. Da waren Hermann von Gilm, Adolf Pichler und Angelika von Hörmann. Da ist Jung-Tirol: Richard Bredenbrüder, Karl Dallago, Rudolf Greinz, Franz Kranewitter, der früh verstorbene Anton Reut, Paul Kossi, Karl Schönherr, Artur von Walpach und Karl Wolf. Kein beladener Zug, aber Kraft und Gesundheit in ihren Dichtungen! Und wo Gesundheit, da pflegt auch Humor zu walten. Von dem allen gibt die tiroler Dichtung lebendiges Zeugnis. Und was diesem Kunstabend sein eigenes Gepräge verlieh: — sämtliche Interpreten waren gebürtige Tiroler. Fritz Richard las mit meisterlicher Modulation eine tief sinnige Prosaflanze von Bredenbrüder. Köstlich war Karl Schönherr's Erzählung: „Die Hoffnung der Mutter“. Erschütternde Wirkung erzeugte eine Szene aus Kranewitters Drama „Sieben Todsünden (der Joch)“. Leopold Thurner rezitierte ernste und heitere Gedichte, sodann las er ganz vortrefflich einige humordurchtränkte Skizzen von Greinz, womit er wahre Lachstürme entfesselte. Zum Schluß sang er noch ein Bündel ledustiger Schnadahüpfel. Die Rezitationen wurden dankenswerth unterstützt durch eine Reihe von Tiroler Liedern, die von Fräulein Poldi Lessen ausdrucksvoll gesungen wurden. Alles in allem: es war ein genußreicher Kunstabend, dem ähnliche folgen mögen!

Vom Palazzo Farnese. Die französische Regierung hat die Absicht gehabt, den Sitz ihrer Gesandtschaft in Rom, den Palazzo Farnese, für die Summe von 3 1/2 Millionen zu erwerben. Ein Geizentwurf in diesem Sinne war bereits von der französischen Kammer angenommen worden. Nun verzichtet aber die französische Regierung aus finanziellen Gründen auf den Ankauf des Palastes.

Der großartigste Palast Roms, ja vielleicht der Welt, wurde von Paul III. (Farnese) nach Zeichnung von Sangallo begonnen, von Alexander Farnese unter der Leitung Michelangelos vollendet (1526). Der Hof ist von Signola ausgeführt. Das Baumaterial wurde schändlicherweise dem Kolosseum und dem Theater Marcellus entnommen. (Die schönsten „Bandalen“ waren die Römer selbst.) Der künstlerische Wert des Palastes übersteigt natürlich die Summe von 3 1/2 Millionen bedeutend; der Handels- und Gebrauchswert bleibt aber weit dahinter zurück. Der Bau unterliegt einer großen Anzahl künstlerischer „Servituten“, das heißt er kann nicht umgebaut, nicht restauriert, nicht in den kleinsten Details geändert werden, ohne vorheriges Gutachten der Kommission für die Wahrung der Kunstschätze des Landes. Außerdem ist er als Wohnhaus für die heutigen Lebensverhältnisse, auch des größten Haushaltes, kaum geeignet. Der heutige Besitzer, ein Bourbon, Erbe des letzten Königs von Neapel, ist genötigt, den Palast zu verkaufen. Es ist zu hoffen, daß die italienische Regierung so klug sein wird, das Kunstwerk zu erwerben, sei es als Sitz eines der wissenschaftlichen Akademien oder zur Unterbringung einer Fakultät, um dem Mangel an Universitätsgebäuden abzuhelfen.

Sozialwissenschaft.

Die Abnahme der Volksvermehrung in Frankreich. Die Abnahme der Volksvermehrung in Frankreich schreitet fort. Wie wir einer Mitteilung von Jacques Vertillon im „Temps“ entnehmen, ist die Geburtenziffer von 818 229 im Jahre 1904 auf 807 291 im Jahre 1905 gefallen. Der Durchschnitt im Jahrzehnt 1894 bis 1903 hat noch 846 246 betragen! Dabei ist die Zahl der Eheschließungen im Zunehmen. Sie betrug im Durchschnitt des genannten Jahrzehnts 292 747, im letzten Jahre 302 623. Es ist ganz offenbar, daß die freiwillige Beschränkung der Kinderzahl eine sehr bedeutende Rolle spielt. Es sind aber ausgesprochen agrarische

Gegenden, die die geringste Geburtenziffer aufweisen. 1904 gab es 86 Departements, wo die Zahl der Todesfälle die der Geburten überstieg, 1905 gar 44. In Burgund, in der Gascogne und anderswo findet man ungefähr 3 Todesfälle auf 2 Geburten. Das bedeutet, daß die Eltern sterben, nach dem sie 2 Kinder gezeugt haben und daß eines dieser Kinder ohne Nachkommenschaft stirbt. In allen anderen europäischen Ländern ist eine starke Bevölkerungsvermehrung zu konstatieren. 1904 betrug der Geburtenüberschuß in Großbritannien 475 000, im Deutschen Reich 362 664, d. i. etwa 15 auf 1000 Einwohner. In Frankreich beträgt das entsprechende Verhältnisse 1 auf 1000 Einwohner! — Vertillon gibt noch nicht alle Hoffnung auf. Er rechnet nur, daß auf eine Ehe in Frankreich durchschnittlich 2,7 Geburten, in England 3,7, im Deutschen Reich etwas mehr kommen, und meint, die Differenz von einem Kinde in jeder Ehe sei wohl hereinzubringen. Er zählt hierbei auf die Wirksamkeit der „nationalen Vereinigung zur Hebung der Volksvermehrung“. Es ist jedoch kindlich, zu glauben, Gelohnheiten, die auf wirtschaftlichen und sozialen Zuständen beruhen, durch eine noch so gut gemeinte Propaganda aus der Welt schaffen zu können. Daß aber das Zurückbleiben der Volkszahl Frankreichs schwerwiegende Wirkungen auf die nationale französische und auf die internationale Politik haben muß, liegt auf der Hand.

Humoristisches.

— Im Berliner Tiergarten. „Edwin, mit Deinem Schnarchen wirkte noch den Schutzmännern uffveden.“

— Liebe Jugend! In der Kindervorstellung eines Stadt-Theaters wird „Aschenbrödel“ gegeben.

Als der Vorhang fällt, fragt Klein-Elschen:

„Mama, geht das Aschenbrödel jetzt wieder ins Bilderbuch?“

— Das Vorhäng-Denkmal. „Warum ist der Intendant v. Hülsen in Gardeducorps-Uniform zur Denkmalsweihe erschienen?“

Weil er irrtümlicherweise der Meinung war, daß Vorhäng den „Lohengrin“ geschrieben.

— Wilow-Podbielski. Nach der Entlassung werden die beiden Minister ihren Ringkampf auf der Variétébühne fortsetzen.

— Kirchengeschäftliches. „Alle Jahr' wird die Abnahm-einnahme geringer. Der Glaube läßt immer mehr nach!“ — „Ja, wir müß'n's jetzt amal mit an andern Vier probier'n an unsern Gnadenorten.“ („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Die Heinrich Hart-Feier wird am 25. November, 11 1/2 Uhr im Deutschen Theater stattfinden. Das Programm weist auf: Overture zu „Egmont“. 2. „Meinem Bruder“. Gedicht von Julius Hart, gesprochen von Emanuel Reicher. 3. Gedächtnisrede von Wilhelm Bölsche. 4. „Weltkräftling“. Psalm von Heinrich Hart. Chor und Orchester von Arno Renisch. 5. Erinnerungsworte von Adele Gerhard. 6. Gesang nach Dichtungen Heinrich Harts, vorgetragen von Alexander Heinemann. 7. Rezitationen von Dichtungen Harts, gesprochen von Irene Triesch. 8. Requiem nach Hebbel.

— Die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ veranstaltet einen Vortragsabend am Freitag, den 23. November, 8 Uhr, im Saale 109 des Rathauses, Eingang Züdenstraße. Fräulein Billi Jannasch wird über: „Kind und Natur“ sprechen.

— „Mutterrecht“, ein Frauendrama von Wilhelmine Mohr, das im Nürnberger Intimen Theater aufgeführt wurde, behandelt die Konflikte zwischen Mann und Frau, die in Scheidung liegen um das Kind. Die Katastrophe ist gewaltsam gelöst, die Frau erschießt den Mann.

— Im Kleinen Theater findet die Uraufführung von Maxim Gorlks jüngstem Werke: „Die Feinde“ am Sonnabend, den 24. November d. J., statt.

— Unter dem Namen „Neues Schauspielhaus“ wurde in München ein neues Theater eröffnet, das seine Daseinsberechtigung indes noch erst nachzuweisen hat.

— Vuktag und Theater. Die Stettiner Polizei verbot die auf Dienstagabend im Stadttheater anberaumte Aufführung von Sudermanns „Blumenboot“, weil sie der Vuktagstimmung Eintrag tue. Ob Variétéaufführungen für diesen Abend wohl auch verboten werden? Da die preussische Polizei sich in Kunst-sachen unmöglich noch weiter blamieren kann, sollte sie wenigstens für Kontrastwirkungen Sinn haben: Je toller der Karnevalsdienstag, um so lagenjämmerlicher ist immer noch der Aschermittwoch. Leider ist aber das „Blumenboot“ an sich schon Vuktagstrost, also eine vorausgenommene literarische Vuktagstheater.

— Die Pariser große Oper wird in dieser Saison Richard Strauß' „Salome“ aufführen. Der Komponist wird die ersten Vorstellungen selbst leiten. Strauß ist der erste deutsche Komponist nach Richard Wagner, der Eingang auf der französischen Bühne findet.